Die neue Wohnung.

Von Emmy Tesschau.

Marga Wilten stand am Fenster ihres hübschen, behaglichen Wohnzimmers und blickte mit einem Gesichte, genau so finster wie der Märzhimmel draußen, auf die Straße hinaus.

Hei, wie es regnete, daß die großen Tropfen von dem überschwemmten Trottoir wieder in die Höhe prallten, und wie es wehte, daß die sich vorwärtskämpfenden Menschen kaum Hut und Schirm festhalten konnten!

Marga faltete verdrossen die Stirne und sah nach einem Ständer, an dem ihr neuer Frühjahrshut und ein reizender heller Mantel hingen.

Nun hörte man draußen rasche Schritte und dann trat ein schlanker, junger Mann eilig herein. Wie erstaunt blieb er auf der Schwelle stehen.

„Guten Tag, mein Herz. Wie, du bist noch nicht fertig? Ich hab's mir überlegt, die Wohnung in der Gartenstraße ist ja doch die beste. So laß sie uns nur gleich mieten."

Marga rührte sich nicht. „Aber es regnet doch so sehr. Und ich hab's mir auch überlegt. Die Wohnung in der Gartenstraße ist gar nicht nett, wir wollen sie keinesfalls mieten."

Er sah etwas betreten d'rein. „Und das erste Mal gefiel sie dir so gut! Nun wohl, wie du meinst, dann also die an der Königsallee!"

„Die an der Königsallee? Nein, die finde ich erst recht gräßlich!"

„Gräßlich? So hübsch, so hell und geräumig! Nun, dann bliebe nur noch die am Feldweg."

Margas Augen sprühten förmlich vor Entrüstung. „Wer wohnt denn am Feldweg! Ich denke gar nicht daran, in eine solche abgelegene Gegend zu ziehen."

Der Mann schlug die Tür, die er noch immer hinter sich offen hatte, scharf zu, kam durch das Zimmer und stellte sich dicht vor seine Braut.

„So, — alles, was du nicht willst, weiß ich ja nun, also sage jetzt klar und deutlich, was du willst."

„Gern! Ich will eine kleine Wohnung, ich will sie hoch gelegen, ich will sie in der Stadt, denn ich mag bei schlechtem Wetter nicht die weiten Wege laufen und —" sie zögerte einen Augenblick, — „ich möchte darin mein eigener Herr sein!"

Ernst Wallburg ging erst einige Male hastig im Zimmer hin und her, ehe er antwortete: „Marga, Marga, bedenke, was du sagst. Du weißt wohl, daß du unmögliche Dinge verlangst! Du weißt, daß ich meine Mutter bei mir haben muß, du weißt, daß sie leidend ist, keine Treppen steigen kann und hoher, luftiger Räume bedarf, und du weißt auch, daß . ., doch genug, so laß uns denn jetzt gehen und die Wohnung am Markt mieten. Mutter mag unten wohnen und wir oben! Also komm bitte, ich habe wirklich nicht viel Zeit."

Marga war tief errötet. Zögernd griff sie nach ihrem Mantel. Doch ein heftiges Regenprasseln gegen die Fensterscheiben machte sie wieder anderen Sinnes.

„Mein schönes, neues Zeug! Nein, das Wetter ist mir zu schlecht, ich mag jetzt nicht," murmelte sie.

Sein Gesicht wurde ganz blaß vor Zorn, doch er beherrschte sich. „Und morgen habe ich keine Zeit." Er griff nach seinem Hute. „Da nun nicht zu erwarten steht, daß hier drinnen bei dir, noch draußen heut' viel besseres Wetter wird, so will ich nur gehen und die Wohnung allein mieten. Also die am Markt, es bleibt dabei."

„O nein, nein, so weit sind wir doch noch nicht! Ich muß entschieden erst sehen, ob die Treppe nach unsern Zimmern hinauf nicht zu steil ist und ob im Salon auch kein bunter Kachelofen steht, denn . ."

„Nun wohl, denn . . ."

„Dann will ich die Wohnung eben nicht! Denn eine steile Treppe und gar ein bunter Kachelofen . ."

„. . . Sind Dinge, über die du dich natürlich nicht hinwegsetzen könntest! Das also ist deine sogenannte Neigung für mich: Eine steile Treppe und ein bunter Kachelofen sind ihr zu viel. Nun, ich sehe gleich dir ein, daß es Unsinn ist, diese Wohnung zu mieten, sowie überhaupt jede andere!"

Marga fühlte ein seltsam kaltes Gefühl sich überrieseln. Sie wollte lachen, doch der Ton blieb ihr in der Kehle stecken und dann sagte sie doch, und es war ihr dabei zu Mut, als wenn eine geheimnisvolle Macht sie zwänge, diese Worte auszusprechen

„Ah, da hast du wirklich recht, und es ist nur zu gut, daß du es bei Zeiten einsiehst. Also lassen wir das dumme Wohnungssuchen ganz."

Seine Augen sahen starr in die ihren. „Ganz recht, und dann hätten wir einander ja wohl nichts mehr zu sagen."

Ihr war, als müsse ihr das Herz stille stehen. Doch nur ein wenig heiser klang ihre Stimme. „Nein, das scheint mir auch. Und ich wünsche Ihnen Glück für fernerhin und viele Grüße an Ihre Mutter."

„Danke, und empfehlen Sie mich, bitte, Ihrem Vater. Und suchen Sie sich das nächste Mal nur ja erst die richtige Wohnung mit der bequemen Treppe und den passenden Kachelofen, ehe Sie sich den Gatten suchen. Leben Sie wohl!"

Den Hut in der Hand verbeugte er sich mit äußerster Steifheit und obgleich es ihr vorkam, als spielten sie beide nur Komödie, von der sie jeden Augenblick lachend in die Wirklichkeit zurückkehren müßten, so beugte sie doch förmlich das Haupt. „Leben Sie wohl," sagte sie dabei.

Sie hörte ihn die Stubentür hinter sich zuschlagen und mit festen Schritten über die Diele gehen. Dann fiel das schwere Haustor ins Schloß, für einen Augenblick klangen seine Schritte noch von der Straße zu ihr herein, dann war auch das vorbei. Er war fort! Konnte es wirklich sein, daß er niemals wiederkam?

Marga wandte sich vom Fenster ab. Nur nicht weinen, nur jetzt nicht weinen. — Warum auch? Eine Fessel lösen, die längst drückend geworden ist, bedeutet Freude und nicht Schmerz!

Sie trat an ihren Nähtisch und nahm gedankenlos die Handarbeit, die hier lag, in die Hand. Doch sogleich warf sie sie wieder hin. — Ach, dieses Tischtuch, das brauchte sie nun ja nicht mehr . .

Trotzig ging sie im Zimmer hin und her. „Ich liebe ihn ja gar nicht mehr," flüsterte sie vor sich hin. „Ich bin jung und lebenslustig und sehne mich nach Freude, und er — er ist immer so ernst, so voller Bedenken und Sorgen. Nein, ich freu' mich, ich freu' mich! — Vater sagte es ja schon immer: er paßt nicht für mich!"

Sie unterdrückte gewaltsam ein Schluchzen, das ihr in die Kehle stieg und ergriff dabei zornig einen kleinen Strauß aus Veilchen und Weidenkätzchen, der in einer Vase auf dem Tische stand. Die dummen Blumen, sie waren ja schon ganz verwelkt! Und sie warf den Strauß in den Ofen.

Als die roten Flammen so gierig danach griffen, erschrak sie. Die armen Blumen! Wie süß hatten sie doch geduftet! War das wirklich erst gestern gewesen, daß Ernst sie ihr schenkte, mit so freundlichen Worten? — Ja, gestern erst, — ein paar Tage hätten sie dann doch immerhin noch in ihrer Vase stehen können! Aber wozu denn? Heut' oder morgen, das Ende war ja doch — Staub und Asche.

Sie trat hastig ans Fenster, doch ihre Augen öffneten sich weit vor Staunen.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt. Die schweren, dunklen Wolken sanken langsam am Horizont hinab und durch das zerrissene Gewölk drang ein Sonnenstrahl.

Sie sah darauf hin. O, wäre es doch schon vor einer Stunde, vor einer einzigen kurzen Stunde geschehen, dann! . . Ja dann würde sie in Hut und Mantel wartend dagestanden haben. Zum Aergern war kein Grund gewesen und zum Streiten auch nicht.

Die Wohnung da draußen vor dem Thore, in dem großen Garten, die — nun fiel es ihr wieder ein, so voll Sonnenschein, so reizend, so wundervoll freundlich aussah, wäre nun bereits gemietet, in vier Wochen würde Hochzeit sein und man hätte hineinziehen können. — Ach, eine Stunde, eine einzige, kurze Stunde, ein wolkenschwerer Himmel und ein Regenschauer, der gegen die Fenster prasselte, hatten all ihr Lebensglück zerstört.

Sie setzte sich auf ihren Stuhl am Nähtisch und weinte.

Stille draußen und drinnen. Nichts regte sich mehr. Margas Tränen waren versiegt. Sie wiegte sich gedankenverloren hin und her. „Es ist aus, es ist alles aus!" murmelte sie unaufhörlich vor sich hin.

Plötzlich schreckte sie auf. Jemand hatte die Stubentür geöffnet und kam durch das schon von Abendschatten erfüllte Zimmer daher, gerade auf sie zu.

Sollte das schon der Vater sein? Und was sagte sie dem? — Ach, was sagte sie dem? —

Nein, Gott sei Dank! Es war ja nur Tante Lina, die alte, lahme, verwachsene Tante Lina.

Die Augen waren noch das beste an dem armen, alten Fräulein.

Scharf sah sie die Nichte an. „Nun, was sitzt du denn hier so allein im Dunkeln? Was machst du für ein Gesicht? Was hast du für rote Augen?"

Marga liebte es durchaus nicht, so ausgefragt zu werden, sie schob die Lippen trotzig vor. „Ich habe Kopfschmerzen," sagte sie dann kurz.

„Kopfschmerzen, immer Kopfschmerzen, eine glückliche, junge Braut. — Sag mal, sollten das nicht andere Schmerzen sein?"

Marga lachte zornig und dann entfuhr es ihr fast wider Willen: „Ich bin keine glückliche oder unglückliche Braut mehr! Ernst und ich, wir haben . . . nein, er wollte, das heißt ich . . .genug, unsere Verlobung ist aufgelöst, die Brautschaft ist zu Ende."

Tante Lina stand für eine Weile stumm da, tiefen Ernst im Gesicht. Dann nickte sie leicht. „Ein paar Wochen vor der Hochzeit, wo bereits alle Vorbereitungen getroffen sind, das finde ich sehr ehrenwert und tapfer! Aber freilich, wenn es eine ernste Veranlassung ist und sich um tiefgehende Gründe handelt, und das ist doch wohl selbstverständlich der Fall — denn sonst, Launen, Trotz, das wäre ja frevelhaft, unverantwortlich!" — Sie senkte ihre Augen in die der Nichte.

In Margas Wangen stieg brennende Röte. Sie vermochte den Blick der alten Tante nicht auszuhalten.

Schlechtes Wetter, eine ungelegene Wohnung, eine steile Treppe und ein bunter Kachelofen, das waren ihre tiefgehenden Gründe und ihre ernsten Veranlassungen.

Sie barg ihr Gesicht in ihr Taschentuch. „Ach, Tante, ich bin so unglücklich!"

„Ja, ja, mein Kind, das kann wohl nicht anders sein. Ein so folgenschwerer Schritt — und du und Ernst, ihr hattet euch doch wirklich lieb. — Aber weine nicht, weine nicht, es wird vorübergehen. Wie schwer dir jetzt auch dein Kummer scheint, eine kleine Weile nur, und er wird leichter und immer leichter, bis — er endlich ganz verschwindet. — Was ist unser Wünschen, Wollen, Lieben, Leiden denn anders, als ein paar Wolken am Himmel? Düster und schwer oder leicht und glänzend stehen sie da und wir denken, sie müßten immerzu so dastehen, doch nein, leise und unaufhaltsam gleiten sie vorwärts, und nur zu bald sind sie dahingezogen, wie eben alles dahinzieht. —

Warte nur, mein Kind, und wenn du jetzt auch weinst, eine kleine Weile nur, und deine Liebe zu Ernst, deine Verlobung, deine Träume von einem gemeinsamen Leben, und endlich euer Zerwürfnis und euer Auseinandergehen sind auch nichts weiter als vorübergezogene Wolken."

Marga sah die alte, wunderliche Dame, über die sie immer ein bißchen gespottet hatte, mit angstvollen Augen an. — —

„Ach, Tante, sollte das wirklich möglich sein," stöhnte sie. „Was soll ich tun, was soll ich nur tun!"

Die Tante verzog spottend ihren schmalen Mund. „Tun? Du willst gern noch etwas in dieser Sache tun? Und mir scheint, was irgend geschehen konnte, hast du bereits getan. Doch da sehe ich, du trägst ja seinen Ring noch. — Nun, ihm den zurückschicken, das wäre dann ja noch zu tun."

Marga zog angstvoll ihre Hand zurück und barg sie in ihrem Kleide. „Meinen Ring?" stammelte sie und dachte dabei erschauernd an die heilige Stunde, in der Ernst ihr ihn an den Finger gesteckt hatte. — Ach, nach soviel Kämpfen hatten sie sich gewonnen, und leichten Herzens, wie ein Kinderspiel, wollten sie sich nun aufgeben.'

Die Tante zog erstaunt die Stirn kraus. „Wie, du möchtest diesen Ring behalten? Aber mein Kind, das tut man nicht. — Und wozu auch. Was tut man denn noch mit dem Schlüssel, wenn der Schatz, den er verschloß, in alle Winde zerstreut ist?"

Sie sah auf die Nichte, die auf einen Stuhl gesunken war und sich im bitteren Schmerze wand, trotz aller Mühe, ihn hinter Trotz zu verbergen.

„Doch vielleicht möchtest du dir deinen Schatz wieder gewinnen? Mit Tränen oder Bitten, mit Trotzen oder Fordern, aber immerhin, du möchtest, daß er wieder dein würde?" schloß sie etwas milder.

Marga ließ die Hände sinken. „Geht denn das? — Ach, es geht ja nicht!" murmelte sie trotzig verzagt.

Das alte Fräulein zuckte spöttisch die spitzen Schultern. „Es geht ja nicht —" wiederholte sie. „Wie lange ist es denn her, seit er von Dir ging? Die törichten Worte, die Ihr beide zu einander gesprochen habt, scheinen mir noch umherzuflattern. Meinst Du nicht, daß es Dir gelingen könnte, sie noch wieder einzufangen? Freilich, wenn es überhaupt geschehen soll, müßte es wohl gleich geschehen." —

„Ich, ich soll den ersten Schritt tun?" Marga fand noch einmal den alten Trotz wieder. Ihre Tränen waren versiegt und ihre Augen blitzten.

„Du sollst, du sollst! Aber wer spricht denn von sollen? Du wolltest doch so gerne etwas tun! — So warte denn lieber, bis er den ersten Schritt tut. Möge dir die Zeit nicht lang werden."

Sie betrachtete die Nichte, die, ein Bild der widerstreitenden Empfindungen, ratlos dastand und sagte dann plötzlich in ganz verändertem, harmlosen Ton: „Na, so zieh denn doch endlich deinen Mantel an. Ich begleite Dich bis an die Tür, bei seiner Mutter trifffst Du ihn wohl am sichersten."

Ohne einen Augenblick zu zögern, zog Marga den lichten Mantel an und drückte den reizenden, blumengeschmückten Hut aufs Haar. „Ach ja, bei seiner Mutter," seufzte sie dabei.

„Findest Du es nicht schrecklich, Tante, wenn ein Mann immer zuerst an seine Mutter denkt, stets nur auf sie Rücksicht nimmt?"

„Schrecklich? — Kind, Kind, Du weißt nicht, was Du sagst! Man merkt, daß Du die Deine kaum gekannt hast. Glaube mir, ein guter Sohn wird auch ein guter Ehemann. Wie schnell verfliegt doch das bischen Jugend und Niedlichkeit, auch sind nicht alle Tage Freudentage, wenn dann in Deines Mannes Herzen nicht ein tieferer Grund ist, in dem sein Fühlen wurzelt, wäre es wohl schlimm um Dich bestellt. — Und dann — wünschest Du Dir denn keine Kinder? Und würdest Du je denken, daß ein Kind, dem Du das Leben gegeben, Dir zu viel Liebe und Rücksicht schenken könnte?"

* * *

Wenn man bei der alten Frau Wallburg eintrat, so hatte man stets das Gefühl, als wehe dort eine leichtere reinere Luft als anderswo und als träte man in einen Raum, wo das Gewöhnliche, Alltägliche, das sich doch überall so breit macht, keinen Platz hätte.

In dem großen, ein wenig niedrigen Zimmer, mit den breiten, von weißen Tüllwolken umgebenen Fenstern und den altmodischen, schweren Möbeln war bereits einladend der Tisch gedeckt. Die Teemaschine summte leise, im Kachelofen knisterten die Buchenscheite und durch die Fenster glitt wie ein roter Strom die Glut der Abendsonne.

Sonst war es im Zimmer dämmerig und das war nur gut, denn nun konnte die alte Frau das Gesicht ihres Sonnes nicht sehen, ihres einzigen Sohnes, der ihr Ein und Alles war auf dieser Welt. Sie konnte die finstere Sorgenfalte auf seiner Stirn nicht sehen und nicht, wie zorn- und kummervoll er die Lippen zusammenpreßte.

Da hörte man draußen auf der Treppe leichte Schritte. Der Mann fuhr zusammen, ein Leuchten ging über sein Gesicht, doch gleich verfinsterte es sich wieder.

Nein, die Schritte, die er zu hören meinte, würden seinen Wegen ja nun für immer fern bleiben. Ein Nichts, eine törichte Laune — er hatte ihn ohnmächtigem Zorn die Hand — hatte sie verscheucht.

Die alte Frau traute ihren Ohren mehr. „Marga," sagte sie erfreut. „Ach, wie schön, daß Sie noch auf ein Stündchen kommt. Ich hatte solche Sehnsucht nach ihr."

Die Tür öffnete sich und Marga trat ein. Wie Licht ging es von ihr aus, wie die Jugend, wie die Freude trat sie in das stille, von Abendschatten erfüllte Zimmer.

Ihr Gesicht, rosig angehaucht, trug einen Ausdruck von Lächeln und Verwirrung, ihre Augen glänzten wie in Freude und Tränen zugleich, und in den Händen trug sie einen großen Strauß Frühlingsblüten, von denen ein süßer Duft ausging.

Seltsam hell und froh klangen die Worte durch das Zimmer. „Da bin ich, Mütterchen. Unerwartet, aber hoffentlich nicht unwillkommen! Sag, hast Du es nicht auch gemerkt, nun wird es Frühling, wirklich Frühling!"

„O, du Verschwenderin!" Die alte Frau nahm den großen Blütenstrauß in ihre kraftlosen Hände und drückte ihre welken, zitternden Lippen auf die rosige Wange. „Sieh nur, Ernst, sieh nur, welche Pracht! Frühling? — Ja, gewiß. Du bringst uns ja den Frühling! Du bringst ihn in unser stilles Haus, in unser dunkles Leben!"

Sie strich über das glühende Gesicht der jungen Braut und dann ging sie hinaus, um eine Vase und frisches Wasser für ihre Blumen hereinzuholen.

Als sie nach einer Weile wiederkam, setzte sie sich still in den tiefen Stuhl am Ofen und faltete die müden Hände. Die beiden Verlobten aber standen aneinander gelehnt, Hand in Hand am Fenster und sahen in tiefem Schweigen in die leuchtende Abendglut.

Wohltätige Wirkungen des Olivenöls.

Die alten Römer hatten eine Art Sprichwort, dahin lautend, daß ein langes und angenehmes Leben durch den reichlichen Gebrauch zweier Flüssigkeiten, des Olivenöls äußerlich und des Weines innerlich, gesichert werde. Eine tägliche allgemeine Massage mit Olivenöl und das Verschlucken eines Teelöffels des reinen Oels, dreimal des Tages, wirkt reine Wunder. . . so äußert sich ein Arzt, der bezüglich dieses Verhaltens eine landjährige Erfahrung hat. Die italienischen Frauen verdanken — angeblich — ihren reinen, rosigen Teint dem gewohnheitsmäßigen Gebrauche dieses Oeles. Zuviel davon darf aber auf das Gesicht nicht eingerieben werden; es schwellt die Haut auf, und läßt sie, unmäßig angewendet, leicht dunkler und fettig erscheinen. Auch bezüglich des Körpers, dessen Haut nicht so empfindlich ist wie die des Gesichts, soll man sich vor Augen halten, daß schon ein wenig Olivenöl eine große Wirkung hervorbringt. Man behauptet auch, daß sich Rheumatismus in einem durch Olivenöl „gekräftigten" Organismus nicht einnisten könnte. Es soll ferner zuweilen die Nervosität heilen und eine beruhigende Wirkung bei Neuralgie und andern nervösen Störungen haben.

Alois.

Von Alfred Garfey.

Hätte ich gewußt, daß er Alois hieß, wäre ich unter keinen Umständen zu ihm hinaufgegangen. Ich kann die Aloise nicht leiden. Dabei könnte ich nicht einmal sagen, warum. Aber so lange ich denken kann, stelle ich mir unter Alois einen rothaarigen Menschen mit Sommersprossen vor. Wäre ich Dramatiker, ich würde meine Intriganten nur Alois nennen. Ja der Wunsch, meiner Abneigung gegen die Aloise vor aller Oeffentlichkeit Ausdruck zu geben, könnte mich verleiten, nach den Kränzen der Ibsen und Hauptmann zu greifen.

Aber wie gesagt, ich wußte nicht, daß er Alois hieß. Das verschwieg er wohlweislich. Unten stand nur ein Schild mit den schlichten Worten:

D. med. A. Simmelmeier.
prakt. Zahnarzt.

Der Mann konnte doch ebenso gut August oder Adolar heißen. Wer ahnt denn sofort, daß sich hinter einem harmlosen A. ein Alois verbirgt? So beschloß ich, zu ihm hinaufzusteigen. Der Titel machte mich vertraulich, und der Backzahn links unten mußte heraus. Er sollte mir meine Ferienreise durch das schöne Bayern nicht noch länger verekeln. Also . . . .

Ja, so leicht war das doch nicht. Ich halte mich für einen Mann von außerordentlichem Mut. Ich grüße meinen Portier nicht zuerst und gebe beim Friseur grundsätzlich keine Trinkgelder; ich habe mir sämtliche Stücke von Frank Wedekind angesehen und alle Gedichte von Otto Ernst gelesen; ich bin furchtlos in die Ausstellung der Futuristen gegangen und habe mich auch im Wackeltopf und auf dem Teufelsrad im Lunapark nicht vor der Seekrankheit gefürchtet. Aber vor dem Zahnarzt habe ich Angst. Er ist für mich die Verkörperung aller Höllenpein, und ich begreife nicht, wie Dante ihn in seinem Inferno vergessen konnte. Na ja, aber es half doch nichts, der vermaledeite Zahn hatte mich schon drei Nächte nicht schlafen lassen, und nachdem ich mir bei vier Friseuren siebzehn zahnschmerzstillende Mittel (bei Nichterfolg Geld „retour") hatte andrehen lassen, war ich zum Aeußersten entschlossen. Elf mal kehrte ich vor der Haustür um, trank dreimal gegenüber im Café zu den drei Mohren Kaffee und kaufte fünfmal drüben auf dem Stadtmarkt Kirschen. Als ich das zwölfte Mal vor dem altertümlichen Haustor stand, ging ich mit schlotternden Knieen hinauf. Das dreizehnte Mal wollte ich nicht riskieren. Ich bin nicht abergläubisch, aber man kann nicht wissen.

Oben die Empfangsdame war ausnehmend niedlich, aber ich beachtete sie nicht.

„Zahnziehen!" murmelte ich, ohne irgendwelche Ausflüchte zu machen, mit einem letzten Aufflackern meines Mutes auf ihre liebenswürdige Frage, dann sank ich ergeben auf einen Polstersessel.

Nebenan hörte ich einen kurzen Aufschrei, aber es wollte keine rechte Schadenfreude in mir aufkommen. Ich fühlte, wie mein eigenes Schicksal mit Riesenschritten auf mich zukam.

Und da war es auch schon. Die Tür öffnete sich, und eine tiefe Stimme sagte kurz und gebieterisch:

„Kemma S' nur eini!"

Jetzt war es vorbei. „Ach, ich glaube, meine Zeit . . . ich weiß nicht recht . . . könnte ich nicht morgen wiederkommen?"

„Wollten 'S denn net a Zahn gezogen ham?" fragte der Mann in die Türöffnung. „Dös wern ma glei ham! In zwoa Minuten san's wieder drunten." Da wankte ich willenlos hinein.

Der Mann, der mir da am Operationsstuhl gegenüber stand, war nun freilich geeignet, meine Begriffe von den Aloisen gründlich umzukehren. Da war nichts von roten Haaren und Sommersprossen. Er sah weit eher wie ein Waldmensch aus; riesengroß und breit und mit einem langen wuschigen, braunschwarzen Bart.

„Zeigens halt a mal her, wird ja net so schlimm sein!" brummte er freundlich, und während er mit der rechten Hand in einen Schrank mit verdächtig aussehenden Instrumenten langte, schob er mir die linke mit unhöflicher Hast zwischen meine Kiefer.

In dem kurzen, aber erbitterten Kampf, der sich nun entspann, blieb er Sieger. Ich fühlte nur noch, wie sich etwas Furchtbares in meinem Unterkiefer hineingrub, ich hatte das Gefühl, als würde mein ganzer Schädel auseinandergesprengt, es gab einen Krach, und dann streckte mir der Waldmensch eine Zange mit einem halben Zahn entgegen.

„Abgebrochen!" gurgelte ich heiser durch die Zähne.

Er wiegte sinnend das Haupt.

„War scho brüchig," meinte er mit freundlichem Lächeln. „Gehn 'S halt her, i ziag Eahna die Wurzel a no raus!"

Bei dem wissenschaftlichen Disput über den Wert steckengebliebener Wurzeln war er wesentlich anderer Meinung als ich. Sie müßten unbedingt entfernt werden, behauptete er hartnäckig, und da ein fachmännisches Obergutachten im Augenblick nicht herbeizuschaffen war, benutzte er einen Augenblick, in dem ich den Mund zum Sprechen öffnete, um mir die Zange zum zweiten Male in den Kiefer zu bohren.

Ich war so sprachlos über seine Frechheit, daß ich im ersten Augenblick wie gelähmt war. Als ich dann mit einem Schrei des Schmerzes und der Wut emporsprang, hatte er ein weiteres Stückchen meines Zahnes in der Hand.

„Ganz is er no net außa!" meinte er nachdenklich. „I werd' amal mit'm Kuhfuß kemma!"

In mir schrie alles nach Rache, und ich beschloß ernstlich, ihm zu Leibe zu gehen. Aber meine Zahnschmerzen würden davon schwerlich besser werden, und außerdem war er auch viel stärker als ich.

Er schien sich um meine Erwägungen gar nicht zu kümmern, sondern benutzte einen Augenblick, in dem ich wieder in seine Nähe kam, um mich mit sanfter Gewalt in den Stuhl zurückzudrücken.

„Schaun 'S her," sagte er gemütlich und zeigte mir einen Gegenstand, den ich für einen Steinmeißel schwerer Qualität hielt. „So a Kuhfuß wirkt wie a Hebel. Mögli, daß S' glei erlöst san." Seine Stimme hatte etwas Schmeichelndes bekommen, und das Bewußtsein meiner Hilflosigkeit brach meinen letzten Widerstand. Schlimmer als die „Zange" konnte sein „Kuhfuß" auch nicht sein.

Er benutzte blitzschnell meine weiche Stimmung und stemmte mir mit aller Gewalt den Meißel gegen den schmerzenden Zahnstumpf. Als mein Stöhnen allmählich in ein heiseres Kreischen überging, ließ er erschöpft nach.

„I mirk scho, 's geht net," sagte er bedauernd.

Ich „mirkte" das auch, hauptsächlich an einer plötzlichen Blutung, die ich nach kurzem, aber scharfem Nachdenken auf einen längeren Riß im Zahnfleisch zurückzuführen geneigt war.

Mir stand der kalte Schweiß auf der Stirn und die Kehle war mir wie ausgetrocknet. „Ich habe Durst!", stöhnte ich mehr tot als lebendig. Die Worte schienen bei ihm angenehme Gedankenverbindungen auszulösen. „War net übi jetzt, so a Maß Bier!" schmunzelte er und blickte träumerisch zum Fenster hinaus. Aber nur wenige Sekunden, dann besann er sich auf seine Pflicht. Und während er mit dem eisernen Griff seiner Linken meinen Unterkiefer herabdrückte, förderte die zangenbewehrte Rechte zwei weitere winzige Zahnstückchen zu Tage. Als er das sechste Mal ansetzen wollte, hatten meine Glieder ihre Bewegungsfähigkeit wiedererlangt. Mit einem Schrei der Verzweiflung stieß ich seinen Arm zur Seite und sprang empor.

„Ich will nicht mehr!" brüllte ich wütend.

Er sah mich mißbilligend an. „Ja, was haben S' denn eigentlich?", fragte er sichtlich verwundert und gekränkt. „Halten S' halt no oan oder zwoamal still! So a Trummzahn krieagt ma net auf a Mal. Kann ja eh nimmer lang dauern."

„Glauben Sie denn, ich hätte Nerven wie ein Rhinozeros?" zischte ich giftig.

„Nacha erholen S' Eahna halt a paar Stunden, dann genga ma wieder dran", schlug er vor.

Ich griff den Gedanken gierig auf. „Gewiß,", entgegnete ich eilig, voll ängstlicher Besorgnis, er könne auf sofortiger Fortsetzung der Tortur bestehen, „ich komme heute gegen Abend wieder, dann können wir ja . . ."

Ich war bereits an der Tür. „Is scho recht!" hörte ich ihn noch sagen, dann hatte ich Hut und Stock an mich gerissen, war an dem niedlichen Empfangsfräulein vorbeigestürzt, die mich schnippisch musterte, und stand eine Viertelminute später aufatmend auf der Straße.

Vom Hotel aus bat ich um die Liquidation. Ich sei leider genötigt, sofort abzureisen. Der Bote brachte sie mir eine halbe Stunde später, und da stand es ungekürzt, in dicken schwarzen Buchstaben:

Dr. Alois Simmelmeier.

Jetzt war mir aller klar:

* * *

Der Zahnstumpf sitzt noch immer in meinem Kiefer. Manchmal schmerzt er, aber dann denke ich an Alois Simmelmeier. Das hilft regelmäßig und sicher.

Meine Abneigung gegen die Aloise hat sich vertieft, sie ist unveränderlicher Bestandteil meiner Weltanschauung geworden. Aber ich habe auch gelernt, vorsichtig zu sein. Das Fehlen von brandrotem Haar und sommersprossiger Haut soll mich nicht zum zweiten Male über den Vornamen hinwegtäuschen.

Gedankensplitter.

Die meisten Frauen haben Neigung zur Schneiderei, sie flicken gerne andern am Zeuge.

* * *

Es gibt Herrschaften, die sich für sparsam halten, weil sie ihren Dienstboten wenig Lohn geben.

* * *

Der setzt seine Zukunft aufs Spiel, der seine Zukunft auf Spiel setzt.

* * *

Manchem geht erst das rechte Licht auf, nachdem man ihn gründlich hinters Licht geführt hat.